Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 39 (1959-1960)
Heft: 11

Artikel: Albert Schweitzer
Autor: Fischer, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-160999

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ALBERT SCHWEITZER

Der Tag, an dem Albert Schweitzer in dem kleinen elsässischen Günsbach vor 85 Jahren geboren wurde, gehört der Welt an — jedenfalls dem Teil der Welt — und er umfaßt alle Kontinente —, welcher seinen Ruf vernommen und verstanden hat: den Ruf zur Hilfe, zur Hilfe am armen, kranken Bruder, Hilfe im Namen Christi.

Im Lebenslauf Albert Schweitzers war nicht auf lange Sicht vorausbestimmt, wie und wo er Hilfe bringen würde, aber so, wie der eben verewigte und verehrungswürdige Max Huber mit 16 Jahren in seinem Innern den Entschluß gefaßt hatte, sein Leben der Verwirklichung des Friedens zu widmen, so lag es festgefügt im Wollen Albert Schweitzers, vom 30. Lebensjahr an als Arzt in den Dienst der Menschen zu treten. Die Verwirklichung dieses alle Widerstände brechenden, helfenden Willens heißt *Lambarene*.

47 Jahre sind seit dem ersten Auszug nach Lambarene vergangen, Jahre schwerster Kämpfe, nicht selten erfüllt von Resignation, Niedergeschlagenheit — aber wohl niemals von Verzicht. Von schwerem Unheil wurde Lambarene im ersten Weltkrieg betroffen, als Albert Schweitzer, vom Kriegsausbruch überrascht, verboten wurde, seine ärztliche Tätigkeit weiter auszuüben, als er als Gefangener in Interniertenlagern in Bordeaux und in St. Remy verbringen mußte. Und dann kam der unsäglich schwere Wiederaufbau nach dem Krieg. Albert Schweitzer war während Jahren ein beinahe Vergessener, der in einer Dachstube in Straßburg, aller Mittel entblößt, lebte und schrieb — es war an seinem Buch über den Niedergang und Aufstieg der Kultur —, bis er von Freunden ermutigt, Kraft und Zuversicht erlangte, durch sein vollendetes Orgelspiel Mittel für den Wiederaufbau von Lambarene zu gewinnen.

Unter den Freunden war auch der elsässisch geborene Zürcher Jean Strohl, Zoologe an unserer Universität, den Albert Schweizter im alten Kirchlein in Witikon getraut hatte, und der mit seiner Frau Frieda Strohl Albert Schweitzer in dieser schweren Zeit beistand.

Und es gelang. Lambarene erstand neu, größer. Aus einem Umkreis von vielen 100 km wurden Kranke gebracht, behandelt, operiert, Geisteskranke gepflegt.

Aus zwei Wurzeln hatte Albert Schweitzer die Kraft gewonnen, im tiefsten Urwald aus dem Nichts sein Werk der ärztlichen Hilfe zu schaffen: aus dem christlichen Auftrag tätiger Nächstenliebe und aus der Ehrfurcht vor allem Lebendigen, auch vor dem Tier.

Als Knabe war Albert Schweitzer mit einem Freund in den Wald ausgezogen, um mit Steinschleudern auf Vögel zu schießen. Als er den toten Vogel in der Hand hielt und die Schönheit seines kleinen Körpers sah,

empfand er Mitleid mit der kleinen Kreatur. Die Schleuder blieb von nun an unberührt. Das war der Anfang seiner zum Lebensglauben und zur verpflichtenden Lebensphilosophie gewordenen Ehrfurcht vor allem Lebendigen. Und mit Bewußtsein, dem Bewußtsein des Arztes, war es nicht nur die Ehrfurcht vor Seele und Geist, sondern ebenso vor dem körperlichen Dasein und seinem tiefen Sinn.

Den Reichtum von Albert Schweitzers Leben zu erfassen, hieße ihn als Theologen, als Leben-Jesu-Forscher, als Exegeten der paulinischen Lehre, als großen Orgelkünstler und -kenner, als Herausgeber der Werke J. S. Bachs, als Kulturkritiker darstellen. Dazu Berufene haben es getan.

Was an dem Theologen Albert Schweitzer so tiefen, befreienden Eindruck macht, ist sein Versuch, bei voller Erkenntnis des chiliastischen Charakters des Urchristentums, hervorgegangen aus der Endzeitprophetie Christi, zu einem davon befreiten, undogmatischen, im Diesseits verwurzelten, tätigen Christentum zu gelangen, dessen Verwirklichung sein Lebenswerk Lambarene heißt.

Mehr nur einen Ausdruck erkenntnismäßiger Art dafür, als eine eigene Lebensphilosophie, bildet seine Auffassung von der Ehrfurcht vor allem Lebendigen. Oder wie sich Albert Schweitzer selber ausdrückt: «Die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben ist die ins Universale erweiterte Ethik der Liebe. Sie ist die als denknotwendig erkannte Ethik Jesu.» — «Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben hat also religiösen Charakter. Durch ihre religiös geartete Ethik der Liebe und durch ihre Innerlichkeit ist die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben der des Christentums wesensverwandt.»

Mußte Albert Schweitzer nicht aus dieser im Biologischen ebenso fest und tief wie im Geistigen und Seelischen gegründeten Auffassung zum Feind aller Kriege, zum Feind auch der Vorbereitungen zum Kriege werden? Und hatte er nicht auch ein Recht, auf Grund eigener, bitterer Erfahrungen zu einem im übrigen gemäßigten Kritiker des Kolonialismus zu werden, der in seinen Augen auch Gutes gewirkt hatte? Warnte er nicht schon vor über einem Vierteljahrhundert vor einer überstürzten Selbstbefreiung der Kolonialvölker, die nur in eine um so unmenschlichere Knechtung und Sklaverei durch Stammeshäuptlinge ausarten müsse, wie er das vorausgesehen hatte und wie wir das heute manchenorts erleben.

Und mußte Albert Schweitzer aus Ehrfurcht vor dem Leben nicht zu einer absoluten Ablehnung des Atombombenkrieges und der Versuchsexplosionen gelangen? Auch in meinen Augen bedeutet der Atombomben- und Raketenkrieg die furchtbarste, den Sinn des Menschseins in sein Gegenteil verkehrende, die Ehrfurcht vor dem Menschen tödlich verletzende Kriegsveranstaltung und Kriegsvorbereitung, weil sich dieser Krieg nicht nur gegen uns, sondern gegen unübersehbare Generationen nach uns richtet. Nicht der Massentod allein ist das Furchtbare, ja nicht

einmal das schlimmste, sondern die Keimschädigung und die daraus entstehenden schweren Folgen. Arzt und Ethiker und Christ empören sich gegen diese entsetzliche Art der Verwendung menschlichen Scharfsinns zu einer therapeutisch unbeeinflußbaren Schädigung kommender Generationen. In Wort und Schrift stellte sich Albert Schweitzer dagegen.

Warum muß heute, nachdem man einer internationalen Regelung der Atombombenkontrolle nahegekommen zu sein glaubte, die Sahara zum Schauplatz von Atombombenexperimenten gemacht werden, ausgerechnet der Kontinent, in dem Albert Schweitzer so segensreich gewirkt und den Eingeborenen durch sein selbstloses Handeln dem weißen Mann gegenüber Vertrauen eingeflößt hat? Und müssen noch mehr Atombombenexperimente die Erde vom Pazifik her verseuchen?

Ist der Mensch von seinem normalen, das heißt wirklich menschlichen, humanen Denken, Fühlen und Wollen, geblendet durch glänzende naturwissenschaftliche Entdeckungen, soweit abgekommen, daß er in seiner Verantwortungslosigkeit nicht einmal mehr vor der Schädigung kommender Generationen haltmacht?

Wo liegt dann noch der Sinn des Menschen, seiner wirklich menschlichen Aufgabe, wenn er vorbedacht die gesunde Kraft kommender Generationen bedenkenlos aufs Spiel setzt? Wodurch haben es kommende Generationen verdient, daß wir sie schon vor ihrer Geburt schädigen? Woher nehmen wir das Recht, unsere Nachkommen zu Krüppeln zu machen?

Mit Albert Schweitzer bin ich der Auffassung, daß der Mensch in erster Linie durch sein Denken die Fähigkeit zur Verantwortung erhalten hat. Die Verantwortung, die er im Leben und dem Leben gegenüber zeigt, bildet den tiefsten Ausdruck seiner inneren Freiheit. In diesem Sinn haben ein Heinrich Zangger, ein Max Huber gewirkt. In diesem Sinn steht das Leben Albert Schweitzers beispielhaft vor uns.

Wie sehr es Albert Schweitzer um Verantwortung aus innerer Freiheit des Menschen geht, zeigt seine kritische und doch positive Einstellung zur Kultur, zur europäischen Kultur, zur verpflichtenden Tradition und zum wagemutigen Neubau. Dieser Neubau aber muß europäische Grundstruktur besitzen, das heißt der Mannigfaltigkeit und Eigenart verschiedener Kulturkreise Rechnung tragen und darf nicht in einseitiger Weise oder gar machtpolitisch belastet werden. Dies gilt auch für die wirtschaftliche Neugestaltung Europas.

Bei der Verwirklichung der «Idee Europa» geht es nicht um ein Machtproblem, sondern um die konstruktive und schöpferische Fortführung des antiken und christlichen Geisteserbes im freien West- und Mitteleuropa, in welchem der selbstverantwortliche Mensch für eine humane, wirtschaftliche und soziale Ordnung einzustehen hat. Nur auf diesem Boden kann eine neue Kultur, wie sie Albert Schweitzer in seinem Werk: «Niedergang und Wiederaufbau der Kultur» entworfen hat, sich

bilden. — «Das wesentliche der Kultur», sagt Schweitzer, «besteht nicht in materiellen Errungenschaften, sondern darin, daß die Einzelnen die Ideale der Vervollkommnung des Menschen und der Besserung der sozialen und politischen Zustände der Völker und der Menschheit denken und in ihrer Gesinnung durch solche Ideale in lebendiger und stetiger Weise bestimmt sind.»

Und nur zu wahr ist, wenn Schweitzer sagt: «Durch Fortschritte des Wissens und Könnens wird wirkliche Kultur nicht leichter, sondern schwerer gemacht.» — In dieser Beziehung hat es vielleicht keine Epoche schwerer wie die unsrige, zu einer wirklichen Kultur zu gelangen.

Heute sind starke Kräfte am Werk, auf wirtschaftlichem Gebiet in Europa eine hegemoniale, das heißt aber machtpolitische Lösung durchsetzen zu wollen, die, wenn sie sich durchsetzen würde, die Grundstruktur Europas, die allein auf föderativer, freiwilliger und freiheitlicher Grundlage realisiert werden darf, in Lebensgefahr brächte.

Diesem Ansturm auf die Freiheit Europas haben wir die Waffe der Selbstverantwortung und Eigenständigkeit und der inneren Freiheit entgegenzustellen, und auch hier können uns Männer wie Albert Schweitzer und Max Huber ein leuchtendes Beispiel geben.

Lernen wir endlich von dem großen Menschenfreund Albert Schweitzer, dem Menschen und allem Lebendigen mit Ehrfurcht begegnen. Darin trifft sich Albert Schweitzer in der Auffassung von der Würde des Menschen mit dem von ihm verehrten Goethe. In Wilhelm Meisters Wanderjahren stoßen wir in der «pädagogischen Provinz» auf jenes wunderbare Erziehungsideal der Ehrfurcht vor dem, was unter uns, was mit uns und was über uns ist.

Es gibt viele Berührungspunkte zwischen der Lebensauffassung Goethes und Albert Schweitzers, was ganz klar aus Schweitzers Goethevorträgen hervorgeht. Und nicht nur dies: auch in der unmittelbaren, untheoretischen Auffassung von der Natur, die bei Goethe und bei Schweitzer in das göttliche Wirken miteinbezogen ist, offenbart sich eine auffallende Denkverwandtschaft. Nicht umsonst spielen Goethes naturwissenschaftliche Schriften in Schweitzers Goethevorträgen eine so große Rolle.

Wir können unsern Dank an Albert Schweitzer wohl nicht besser abstatten, als wenn wir uns verpflichten, ihm auf dem Wege der Ehrfurcht vor dem Leben nachzufolgen, wie es Goethe gelehrt, wie es uns Albert Schweitzer vorgelebt und wie er in Wort, Schrift und Tat dafür eingestanden ist, ein langes, reiches, erfülltes Leben lang.

Und geradezu als Erfüllung dessen, was Goethe als Aufgabe des Menschen wenige Tage vor seinem Tode ausgesprochen hat, tritt uns Schweitzers Leben und Werk, als Summe seiner Existenz, entgegen, wenn Goethe sagt: «Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breitere Tiefe und Ausdehnung wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die

Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.»

Wohl hat unsere Zeit eine gewaltige Vertiefung und Erweiterung der Naturwissenschaften gebracht — aber wie steht es mit der sittlichen Kultur des Christentums? Hier hat uns Albert Schweitzer einen Weg gezeigt, den wir mit schwachen oder mit starken Kräften, im Verborgenen oder an sichtbarer Stelle einzuschlagen haben, um der Forderung des Tages, unseres Tages, zu genügen.

Hans Fischer

PHILOSOPHISCHE FORSCHUNG UND GEIST DER UNIVERSITÄT

VON RUDOLF W. MEYER

Schon eine recht vorläufige Besinnung genügt, um das, was in diesem Titel zusammengestellt ist, in seiner tiefen Fragwürdigkeit aufzudecken, sowohl seiner je besonderen Wirklichkeit nach als auch in seiner wechselseitigen Bezogenheit aufeinander.

Was philosophische Forschung sei, scheint zwar fraglos bestimmt — oder jedenfalls bestimmbar zu sein — nach Maßgabe eines Begriffs von wissenschaftlich-technischer Forschung, der heute nicht nur die Hochschulen beherrscht, sondern weithin das öffentliche Leben erfüllt. Und was den Geist der Universität anbetrifft, so scheint er nicht nur aus ihrem Ursprung heraus nach fester Tradition verbürgt und gesichert zu sein, sondern als wirksame Einheit von Lehre, Forschung und Bildung ein überall zugestandenes Daseinsrecht zu genießen. Soweit die wissenschaftliche Forschung in ihrer organisierbaren Form in Erscheinung tritt, soweit die Universität in der Bindung an ihre verpflichtende Tradition noch Bestand hat, scheint somit alles in bester Ordnung zu sein. Das, wonach sich die Philosophie im Kreis der Fakultäten als «Forschung» bemißt und behauptet, und das, woraus sich die Universität in ihrem Geiste bestimmt und verbunden weiß: Wissenschaft und Tradition — beides sind fraglos geltende, unser öffentliches Leben prägende Mächte dieser Zeit. Niemanden dürfte es einfallen, ihre maßgebende Funktion in Abrede zu stellen, niemand möchte aber auch bezweifeln wollen, daß in der Universität beides ineinander aufzugehen, auf wundervolle Weise in ihrem We-